

Predigt, 17. Sonntag nach Trinitatis, 27. September 2026

Liebe Gemeinde, Kulturklatsch...Culture clash...

Unser Predigttext ist eine kulturschockierende Geschichte irgendwo zwischen den Hafenstädten Sidon und Tyrus. Allein diese Geografie: Sidon und Tyrus, da, wo sich diese heidnischen Phönizier breit gemachten hatten und die Stadtbilder vershandelten!! Sidon und Tyrus ist das, was für einen HSV-Fan Bremen ist. Oder eine Bremerin Hamburg. Feindesland! Oder noch schlimmer! Und Jesus ging von dort weg und zog sich in die Gegenden von Tyrus und Sidon zurück; und siehe, eine kanaänäische Frau, die aus jenem Gebiet herkam, schrie.

13 Männer sollt ihr sein. Und diese 13 ziehen durchs Feindesland und dann kommt da dieses Weib da, diese... Kana-anä-erin, andere Evangelisten nennen sie Syro-phö-nizierin, beides gleich schwer auszusprechen und damit auch nicht besser, jedenfalls: Eine Frau, die nicht „Team Israel“ ist. Und die SCHREIT auch noch. Unangenehm.

Ach, Herr, du Sohn Davids, brüllt die Frau, die das Stadtbild vershandelt: Erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt. Und was antwortet der Herr Jesus? Nix sagt er. Wohl aber seine Jünger: Lass sie doch gehen, denn sie schreit uns nach. Die Wissenschaft streitet sich noch heute, ob dieser Satz der Jünger eine Fürsprache für die Frau ist oder nicht. Jesu Antwort an seine 12 scheint jedenfalls unmissverständlich: Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.

Liebe Gemeinde, Mt 15 ist eine der Bibelstellen, in denen der Heiland gar nicht so nett scheint, wie man immer denkt. Da ist eine Frau wegen ihrer kranken Tochter in höchster Not und das Einzige, was Jesus sagt, ist: Sorry, nicht mein Tisch. Das ist doch ein Skandal: Ein Mensch, der in Gottes Vollmacht heilen kann, sagt: Nee. Du nicht, du gehörst nicht zum Club. Nun könnte es sein, hab ich an der Uni gelernt, dass diese Geschichte gar nicht von der Mutter eines kranken Kindes erzählen will, sondern von Israel:

Wie geht die junge Gemeinde, die im Auferstandenen den Messias ausgemacht hat, mit allen anderen Jüdinnen und Juden um? Was ist das Judentum für uns, die wir hier sitzen? Eine Vorgängerreligion, die wir seit 2000 Jahren links überholt haben? Danke, ich brauch kein Altes Testament, ich hab ein Neues! Oder sehen wir in Israel weiter Gottes erwähltes Volk? Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel, sagt Rabbi Jesus. Sperrig für uns Christenmenschen, die wir immer dachten, wir seien die absoluten Lieblingskinder des Allmächtigen. Rabbi Jesus setzt klare Grenzen: *Vor* allem (nicht *gegen* alle!), *vor* allem gilt Gottes Treue dem Volk Israel. Daran lässt die ganze Bibel nicht den geringsten Zweifel. (Daran kann übrigens auch ein Herr Netanjahu nichts ändern.) Wenn Gott in die Geschichte der Menschheit eingreift, dann greift er sich konkrete Menschen, an denen er zuerst handelt. Irgendwo muss Gott ja anfangen. Gott hat seine Erwählung nicht zu rechtfertigen. Er erwählt Israel nicht, weil es schöner, klüger oder frommer wären als der Rest der Welt. Er tut es einfach. Ein Brocken, der von christlichen Narzissten erstmal geschluckt werden muss: Israel first. Dass diese Erwählung Israels kein Zuckerschlecken ist, zeigt das Musical Anatevka wunderbar. Es spielt 1905 in einem Shtetl, dem ein Pogrom durch den russischen Zaren bevorsteht. Tevje, der Milchmann, (genau, das ist der mit: „Wenn ich einmal reich wär“), Tevje stöhnt: »Lieber Gott, könntest Du nicht ab und zu jemand anderen erwählen?«

Die Frau lässt sich von Rabbi Jesus nicht abspeisen. Sie nennt ihn „Sohn Davids“, ein jüdischer Hoheitstitel, fällt vor ihm auf die Knie: „Hilf mir!“ Jesus bleibt klar, wird aber nicht sympathischer: Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Das heißt: Israel hat

weiterhin absoluten Vorrang. Das griechische Wort für Hund meint hier übrigens keinen lausigen Straßenköter, sondern eher Schoßhündchen. Wohlmeinende Gemüter sehen hier einen versöhnlichen Ton in Jesu harscher Rede.

Unglaublich klug und schlagfertig nimmt die Frau Jesu Worte auf: Ja, Herr; aber doch essen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Die Herren bei Tisch sind die Juden, räumt die Bittstellerin ein. Ihnen gilt Gottes Liebe zuerst. Aber diese Liebe ist so überbordend, dass sie für alle reicht, dass wir demütig Israel den Vortritt überlassen können, dass wir nicht fragen müssen: „Wen von uns hast du denn nun am meisten lieb?“, dass wir immer noch satt werden von dem, was übrigbleibt. Bald darauf wird Jesus 4000 Menschen mit 7 Broten und ein paar Fischen speisen. (Kurzer Werbeblock: Ist Predigttext nächsten Sonntag, herzliche Einladung). Am Ende bleiben noch 7 Körbe Essen übrig. Die Zahl 7 steht hier für Vollständigkeit, für die ganze Welt.

Obwohl sie noch nie eine Tora aus der Nähe gesehen hat, scheint diese unangenehm schreiende Frau von Gott einiges verstanden zu haben: Seine Liebe ist nicht exklusiv. Sie grenzt die Nachfolgenden nicht aus. Wie zur Bestätigung antwortet Jesus: Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst! Liebe Gemeinde, sorry, aber das musste doch mal gesagt werden, das mit den Juden. Es muss gesagt werden in einer Zeit, in der der jüdische Glaube diskreditiert wird und Juden und Jüdinnen sich in Deutschland nicht mehr sicher fühlen, in einer Zeit, in der im Netz unter brennenden israelischen Fahnen „Israel verrecke!“ zu lesen ist. All das: unerträglich. Unseren Predigttext können wir – ohne ihm Gewalt anzutun – antirassistisch lesen. Er erzählt von einer Liebe, die sich um Nationalität und Kulturen nicht schert. Trotzdem wünschte ich mir im gegenwärtigen politischen Diskurs manchmal Begriffsschärfungen bei antisemitisch, antijudaistisch und antiisraelisch. Grob und einfach gesagt: Antisemiten sind rassistische Judenfeinde, Antijudaisten sind religiöse Judenfeinde, Antiisraelisten sind politische Israelfeinde. Manche Menschen sind alles drei.

Unsere Geschichte stellt noch eine andere Frage. Wie geht eine Glaubensgemeinschaft damit um, wenn Menschen, die nicht zur Gemeinschaft gehören, um Hilfe bitten? Es haben sich in den letzten Jahren für unsere Kirche 2 Antworten herausgebildet:

1. Das „Modell“: Wir sind weiterhin für alle da. Wir finanzieren aus schmaler Schatulle übergemeindliche Stellen, die mit dafür sorgen, dass Ausgetretene weiter getraut und beerdigt werden. Und wir begreifen das als Chance, Menschen für Gott zu gewinnen.

2. Das „Modell“: Wir können nicht alles. Jedenfalls nicht mehr. Vor allem sind wir für die Menschen da, die ihrer Kirche die Treue halten. Ja: auch finanziell. Nur mit ihnen hat unsere Gemeinschaft noch eine Zukunft.

Ich habe keine rechte Antwort auf diese Frage. Unser Text hofft, dass die da draußen, die sogenannten „Heiden“ unheilbar religiös sind, dass sie wie die Kanaanäerin eine tiefe Sehnsucht nach Heilung haben. Stimmt das 2026 noch? Offen gesagt: Ich weiß es nicht. Das bereitet mir Sorge um unsere Gesellschaft. Was glauben Sie, liebe Gemeinde? Wenn der liebe Gott für alle da ist: Müssen wir es als Kirche auch sein? Vielleicht ist es an der Zeit, die eigenen Grenzen zu sehen und diese den anderen auch aufzuzeigen: Wir sind hier nicht der liebe Gott. Wir sind nur sein Bodenpersonal. Wir können nicht alles. Höre ich Zustimmung? Widerspruch? Reden wir drüber. Wir sehen uns beim Kirchenkaffee. Amen.